

## GEGEN DEN STRICH

Christina Weiss

Im Kraftfeld der Künste trainieren wir die Fähigkeit, Gegenaussagen zur eigenen Weltansicht zu akzeptieren, und die Vielfalt der Blickwinkel, die Übergänge zwischen unterschiedlichen und fremden Erfahrungen, zwischen Wahrnehmungs- und Denkbereichen als spannende Bereicherung zu erleben. In der Begegnung mit Kunstwerken proben wir das Denken gegen den Strich spielerisch.

Ich kann weder aus dem Vertrauten fliehen noch Fremdes akzeptieren, wenn ich die Bewegung von einem Raum zum anderen, vom Bekannten ins Unbekannte geistig nicht vollziehen kann. Derjenige, der sich nur in seinen alltäglich erfahrenen Grenzen wohlfühlt, wird dort verharren, weil er sich den fremden Ort gar nicht erst vorstellen kann oder will.

Wir alle aber werden in unserer Gesellschaft, sei es real oder medial, täglich mit Unerwartetem, Fremdem konfrontiert, so dass wir eine Einübung in die Konfrontation mit dem Anderen brauchen, um uns weder abzukapseln noch Angst erfahren zu müssen. Wir brauchen die Energie eines Möglichkeitssinns, die Kraft, den vorurteilsbesetzten ersten Blick zu öffnen.

Robert Musil schreibt in seinem *Mann ohne Eigenschaften*: „Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muß es auch Möglichkeitssinn geben ... Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte, müsste geschehen; und wenn man ihm von irgendetwas erklärt, dass es so sei, wie es sei, dann denkt er: nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als Fähigkeit definieren, alles, was ebenso gut sein könnte, zu denken, und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen, als das, was nicht ist.“<sup>1</sup>

Der Möglichkeitssinn aktiviert die Imagination, er ist das Energiefeld der Künste. Jeweils zeitgenössische Kunstwerke brechen immer wieder mit allzu Vertrautem, suchen den Aufbruch ins Neue gegen die Wahrnehmungsabnutzung durch Gewöhnung, gegen Gleichgültigkeit, aber auch gegen falsch verstandenen Genuss, der nur die wohlklingende und erwartungserfüllende glatte Oberfläche sucht. Der amerikanische Soziologe Richard Sennett hat für den modernen Großstadtmenschen die Notwendigkeit einer „Kunst der Selbstpreisgabe“ gefordert. Er meint damit die Ausbildung einer Haltung, die es möglich macht, mit aufgeschlossener Sympathie Fremdem und Ungewöhnlichem zu begegnen – was der Alltag in zunehmendem Maße gerade vom Stadtmenschen verlangt.

Ich behaupte: Die Künste sind das ideale Training zu dieser Fähigkeit. Die Künste öffnen Spielräume der Gefühlsbildung, eingefahrene Wahrnehmungsmuster werden irritiert, Vorurteile bloßgestellt, Alltagsgleichgültigkeit erschüttert. Das kann sich ereignen, weil Kunstwerke gerade den Möglichkeitssinn reizen. Eindeutigkeit ist nicht ihr Bedeutungsfeld. Ein Kunstwerk begreifen heißt, mit ihm eine Beziehung eingehen, sich auf einen Prozess einlassen, der Wahrnehmung, Emotion, Reflexion und Selbstreflexion fokussiert und verändert. Es geht darum, diese Wechselbeziehung zwischen dem Werk und dem wahrnehmenden Subjekt zu begreifen – geradliniges Verstehen und Wissen sind nicht die Grundlagen der Kunstrezeption.

Darin unterscheiden sich die Künste von der forschenden Wissenschaft, mit der sie dennoch vieles verbindet. Auch Künstler sind Forscher, sie suchen nach neuen Beziehungen, nach Entdeckungen, nach neuer Erkenntnis. Sie spüren die Grenzen des eigenen und gesellschaftlichen Denkens und attackieren diese Grenzen, um sie zu überschreiten, um die bis dahin vorstellbaren Denkhorizonte zu erweitern. Die Methoden der Grenzüberschreitung sind andere in den Künsten und den Wissenschaften. Während die Wissenschaft einen Fortschritt anstrebt, in dem jede neue Erkenntnis die Gültigkeit der vorherigen überholt und neue Koordinaten des Wissens setzt, verführen uns die Künste zu neuer Erfahrung, die allerdings früheren Erfahrungen ihre volle Gültigkeit belässt.

Das Kunstwerk zieht uns in seinen Bann: Wenn wir von seiner sinnlich wahrnehmbaren Erscheinung – seinen klanglichen und bildlichen Reizen – gepackt werden, löst es Staunen aus, Irritation, provoziert neue Sichtweisen, neue Einsichten. Die Elemente der Alltagsrealität erscheinen variabel sortierbar und lassen sich neu bewerten. Kurz: Das Kunstwerk findet seine Resonanz im Rezipienten, wir selbst sind es, die es in uns zum Klingen bringen, und wir bringen uns in dieser Begegnung selbst zum Klingen – selbstverständlich nur dann, wenn wir bereit sind, uns seinem Reiz zu öffnen.

Ob die Begegnung uns anrührt, zum Lachen bringt oder zum Weinen, ob sie uns ratlos oder geschockt abstößt, ob sie die Entdeckerlust in uns weckt oder uns – bildlich gesprochen – am Schlafittchen packt und durchrüttelt, weil uns etwas Unerwartetes und So-noch-nie-Erfahrenes widerfährt: In jedem Fall ist der künstlerische Appell zur Selbstpreisgabe gekoppelt mit der Aufforderung zum Ausprobieren. Neugieriges und spielerisches Umgehen mit einem künstlerischen Objekt heißt experimentieren: Wahrnehmungsvarianten durchspielen, wechselnde Regeln erproben und sich mit Lust auf die Vielfalt möglicher Bedeutungen einlassen. Deshalb ist das Kommunikationsspiel, das ein Kunstwerk in Gang setzt, immer wieder neu erlebbar zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichsten Kontexten. Der Energieaustausch zwischen Wahrnehmendem und Objekt ist immer wieder neu und anders aufladbar. Die Sprache des Kunstwerkes konfrontiert uns mit einer fremden Sprache, in der wir das eigene Denken neu formulieren können. Wir werden mit unseren eigenen Grenzen und Vorurteilen konfrontiert mit dem Ziel, die Grenzen

unseres Denkhorizontes immer wieder zu verschieben und den Gefühlsradius auszudehnen.

Anarchisches Ausleben von freier Imagination, angeleitet durch die Offenheit künstlerischer Zeichen, ist einer der Wege zur subjektiven Mündigkeit, zur Fähigkeit, sich gängigen Meinungen und Urteilen zu widersetzen und Vertrauen auf das eigene Denken zu entwickeln. In diesem Sinn war auch für Friedrich Schiller das Spiel – das ästhetische Spiel – das Prinzip der größtmöglichen Freiheit des Menschen. Das Spiel, zu dem ein Kunstwerk anregt, darf keine Bestimmung von außen, keine Nötigung zulassen.

Wer sich auf die Begegnung mit der Kunst wirklich einlässt, verändert sich durch die Intensität dieser Begegnung. Die Ausprägung der Subjektivität, ihrer emotionalen und rationalen Innenwelt, erfährt eine bleibende Spur. Bleibend verändert das Training im Spielfeld der Kunsterfahrung die Reaktion auf die Gegebenheiten der Alltagsrealität: Wir werden dazu befähigt, mit Neugier und Sympathie Fremdem, Befremdlichem und Unerwartetem zu begegnen und über uns selbst immer wieder zu staunen, um uns mit Freude verändern zu wollen.

Der Dichter Helmut Heißenbüttel beschreibt dieses Ereignis der Erfahrung von Kunst sehr poetisch in einer einzigen Gedichtzeile: „Etwas knackt auf im Gehirn und färbt nach innen.“<sup>2</sup>

Die Gesellschaft, die der künstlerischen Arbeit und der Begegnung mit zeitgenössischer Kunst Spielräume und Anerkennung gewährt, erschafft sich dadurch die Chance, freiheitsfähig und friedensstauig zu sein.

Kunst bedeutet für den Künstler Mut, die eigene Sichtweise der Gesellschaft zu gestalten und auszusprechen, für die Rezipienten entwickelt Kunst den Mut zu eigener Meinung und zur Äußerung der eigenen Meinung auch dann, wenn sie vom gesellschaftlichen Konsens abweicht. Kunst stärkt den Mut, Vielfalt zu akzeptieren. Das Energiefeld der eigenen Phantasie wird erschlossen, indem es ein freies Denkspiel unserer Reaktionen auf das Gelesene, Gehörte, Gesehene in Gang setzt. Darin liegt die Freiheit, die überhaupt erst Frieden ermöglicht, weil eine offene Debatte in einer demokratischen Gesellschaft das einzige ist, was Ablehnung des Fremden und Hass verhindern kann. Eine lernende Gesellschaft ist beständig im Dialog mit den Meinungen der Duckmäuser, der Mutigen, der Quertreiber. Und vor allem die Künstlerinnen und Künstler können aus der Genauigkeit der Wahrnehmung und dem Mut zur Äußerung der eigenen Meinung ihre friedensstiftende Kraft in einer Gesellschaft beziehen – vorausgesetzt, es ist erlaubt, sie zu lesen, sie zu hören, sie anzuschauen.

<sup>1</sup> Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, Reinbek bei Hamburg 1958, S. 16

<sup>2</sup> Helmut Heißenbüttel, *Textbuch 8*, Stuttgart 1985, S. 53